

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

283 (5.12.1931) Die Mußestunde

Ihre Warmblütigkeit gegen die Winterkälte schützt, so daß diese nicht in den Körper eindringen kann. Die kaltblütigen Tiere und die Pflanzen sind jedoch abhängiger vom Klima, da sie ungefähr die Temperatur ihrer Umgebung annehmen. Ihr Schutz besteht nun in einer großen Widerstandskraft gegen selbst außerordentlich starke Kälte. Fische und andere Kaltblüter vertragen sogar ein vorübergehendes Einfrieren. Die tiefsten Temperaturen, unter denen bei Kaltverfahrungen das Leben noch erhalten blieb, sind nach Rundmar: für Fische —15 Grad Celsius, Frösche —28 Grad Celsius, Taufenschilder —50 Grad Celsius, Bakterien —200 Grad Celsius. Diese Grenzen gelten aber nur für Leben im Ruhezustand, im Halbstarb. Die Grenzen für tätiges Leben sind viel enger. Temperaturen von 0—90 Grad sind ungefähr diejenigen, die für eine Entwicklung der verschiedenen Lebensformen dienlich sind. Aber noch etwas anderes ist für das Gedeihen des Lebens unbedingt notwendig: das Licht. Bakterien können ja unter Umständen ohne Licht, einige Arten sogar, wie wir durch neuere Forschungen wissen, auch ohne Sauerstoff auskommen. Für die Pflanzenwelt jedoch ist das Licht unentbehrlich. Die Pflanze benötigt die Kohlenäure der Luft, um den Kohlenstoff für sich zu verarbeiten und dabei den immer wieder benötigten Sauerstoff freizusetzen. Durch diese Funktion hat sie eine große Aufgabe erhalten, denn fast alle Wesen der Erde leben von der Gnade der Pflanze. Die Zerlegung der Kohlenäure geschieht mit Hilfe des Chlorophylls, des Blattgrüns, das sich nur unter der Einwirkung des Lichtes bildet.

Bei allen diesen Erfahrungen der Wissenschaft wäre es aber sehr vorzuziehen, wollte man diesen skizzierten Grundriß der Lebensnotwendigkeiten, der nur auf Beobachtungen beruht, die auf unserer Erde gemacht wurden, als allgemeingültig ansehen. Es ist nicht unmöglich, daß die Entwicklung bei anderen chemischen und physikalischen Voraussetzungen auch andere Wege einzuschlagen vermag, ohne dabei die Naturgesetze zu durchbrechen. Erich Krug.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Gausteinische Kenntnisse vom elektrischen Strom, das ist in der Tat ein Thema, das nicht oft und allgemein genug behandelt werden kann, denn abgesehen von der Physik, sindlich mit ihm zu tun haben, verfolgen meist die Kenntnisse, wenn man sie am nötigsten hätte, z. B. wenn der Strom ausströmt. Es ist darum zu begrüßen, daß die Monatshefte für Technik und Industrie, Technik für Alle (Verlag Dietz u. Co., Stuttgart), Preis im Vierteljahr: 3 reich illustrierte Hefte, dazu eine Wochenzeitschrift, Preis im Vierteljahr: 2,50 Mark gewährt, eine so einfache und klare Darstellung der wichtigsten Gesetze und Anleitung zur eigenen Kontrolle des Stromverbrauchs bringen, daß sich aber auch wirklich jeder danach richten kann. Der zukunftsreichste ist gleichfalls ein Thema, das alle interessieren wird, handelt es sich doch um ein Instrument das Piano, Harmonium, Spinett, Radio und Grammophon in sich vereinigt und dazu billiger als ein Fingerring! Wir erfahren Näheres über das Esion, seine eigentümlichen drei- und vierstimmigen Klänge, die es in sich vereinigt und dazu billiger als ein Fingerring! Wir erfahren Näheres über das Esion, seine eigentümlichen drei- und vierstimmigen Klänge, die es in sich vereinigt und dazu billiger als ein Fingerring!

Das Goethe-Denkmal des Volksverbandes der Bücherfreunde. Als ein würdiges Goethe-Denkmal darf das diesjährige Weihnachts-Jahrbuch des V.d.B. „Im Zeichen Goethes“ benannt werden. Besonders interessant und für die literarische Arbeit dieses Altellen und größten deutschen Buchverbandes sehr bezeichnend ist die Befragung, daß es dem V.d.B. durch mühsames Sammeln gelungen ist, die statliche Anzahl von 26 Goethe-Original-Drucke erworben zu haben, die er im Goethe-Gedächtnisjahr denjenigen seiner aktiven Mitglieder, die in der Ausbreitung des V.d.B. erstmalig geschaffenen Bucherverbands-Gedankens eine persönliche ideale Aufgabe erbliden, wolle kostenlos überreicht. Näheres hierüber enthält das oben erwähnte V.d.B.-Jahrbuch 1931/32, das allen Interessierten kostenlos und unverbindlich von der Hauptgeschäftsstelle des Volksverbandes der Bücherfreunde, Berlin-Charlottenburg 2, Berliner Straße 42/43, überhandt wird. Dieses 100 Seiten starke Jahrbuch mit seinem literarisch vorbildlich ausgewählten Unterhaltungsmaterial aus Werken u. a. von Zola, London, Schöndel, Merckelstovitz, Johanna, und seinem ausgedehnten reichen Illustrationsmaterial repräsentiert in würdiger und überaus reichhaltiger Weise die erhaltene Bestandsgröße des V.d.B. Trotz der katastrophalen Not der Zeit ist uns der Wunsch einer eigenen Bibliothek und ihre planmäßige Erweiterung zu einer Lebensnotwendigkeit geworden, die wir uns erhalten müssen. An der Erfüllbarkeit dieses Verlangens hat

die bis in die entlegenen Dörfer reichende Organisation des Volksverbandes der Bücherfreunde verbürgt. Wollene Stoffe und Wämer. Wo sie die Handarbeiten bereiten überall Freude und sind als Geschenke besonders beliebt. Man wird stets Gede einlegen, wenn man eine der zahlreichen Modelle des Wämer-Bandes 237 Wollene Stoffe und Wämer, Wämer-Berlin, Leipzig, wagt. Vom Wämer bis zu den Stoffen, diesen Wollwundern, sind alle Gegenstände vertreten, die dem Heim Behaglichkeit verleihen und die persönliche Note zur Geltung bringen. Klare, kurz gehaltene Anleitungen machen das Arbeiten zur Freude. Dem Stoff, das für 1,20 Mark überall zu haben ist, liegt auch ein Arbeitsbogen mit vielen Zeilen bei. Wämer-Verleihen. Das geheimnisvolle Verbrechen im Regen-bergwerk — Nord in Chicago — Porträt und Skizze — Wer ermordete David Noble u. a. Spannende und interessante Kriminalgeschichten enthält die soeben erschienene Nr. 11 der „Wahren Detektiv-Geschichten“. Das reich illustrierte Heft ist zum Preise von 50 Pfg. überall zu haben.

Käselecke

Rezeiptbild



Wo ist der Besitzer des Hundes?

Ansicht-Käsele

Miquel, Eulengebirge, Ivan der Schreckliche, Herbert. Diesen Wörtern sollen der Reihe nach 3, 3, 6 und 2 Buchstaben entnommen werden, um einen naturtrohen Menschen entstehen zu lassen. Was ist dieser nach seinem Sportabzeichen?

Käseleauflösungen

Verwandlungs-Käsele

Säbel, Säge, Gabel, Goge.

Kreuz-Silben-Käsele

Pena — Maas — Chemie — Teig — Eldorado — Raumann. Richtige Lösungen fanden ein: Julius Grimmer, Karlsruhe; Gottlob Buchs, Karlsruhe-Rippurt; Ludwig Oberle, Wörsch.

Wig und Humor

Der vorletzte Schottenwit. Ein Schotte war zu einem Feit des „Deutschen Clubs“ in Aberdeen eingeladen und hatte abgefast, weil er nicht wußte, was die Worte: „Eintritt frei!“ auf der Einladung bedeuteten. Tags darauf fand man ihn tot vor einem deutschen Wörterbuch, Schlaganfall.

Pech. Ein Schriftsteller war gestorben. Erst wollte er zum Himmel, dann wollte er zur Hölle. Beide Male kam er zurück mit einem höflichen Begleitschreiben. „Wir bedauern, von Ihrem gekündigten Angebot keinen Gebrauch machen zu können. Ein Verurteilte liegt in der Rückführung auf seinen Fall. Ihre Einfindung folat geschlossen zurück.“

Alberding. „Ist Herr Müller nicht mehr bei Ihnen? Sie sagten doch, er wäre Ihnen ein sehr wertvoller Mitarbeiter?“ — „Ja, so wertvoll, daß wir tauend Mark Belohnung ausgesetzt haben für den, der ihn erwischt.“

Poliz. Polizeibeamter: Sie sind Pole, nicht wahr?“ — Delinquent: „Nein ich bin Desterreicher. Meine beiden Eltern waren Desterreicher.“ — Polizeibeamter: „Sie sind aber doch in Polen geboren!“ — Delinquent: „Na, wenn ein Neulandländer in Afrika auf die Welt kommt, wird doch auch kein Polinele daraus!“

So ändern sich die Zeiten. Ich habe maßnünftig zu tun jetzt Ich werde gar nicht mehr fertig!“ — „Früher hastest du doch ein Mädchen zu den Schreibarbeiten?“ — „Ja. Die habe ich vor vier Wochen geheiratet, und da hat sie jetzt keine Zeit mehr.“

Vor der Amerikareise. „Ich fahre nächsten Monat nach Hollywood. Ich möchte mich gern für die Reise versichern. Was kostet das denn?“ — „Das kommt darauf an, wie Sie fahren. Fahren Sie über den Süden, dann kostet es zwei Dollar und fahren Sie über Chicago, 10 Dollar, und wenn Sie in Chicago Aufenthalt nehmen, 50 Dollar.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Klaußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

49. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 5. Dezember 1931

Bruder — Du?

Erwache Wolf, du, Bruder, du, erwach' zum Freiheitsmorgen — Umgürte dich mit Einigkeit, wirf ab die Last der Sorgen — Reß' deine Fäuste himmelwärts zum Schwur für deine Brüder, Nur wenn du für den Bruder kämpfst, winnt goldne Freiheit wieder.

Wo ist mein Bruder, fragst du mich? Was ist mit ihm geschehen? Ich kenne keinen Bruder nicht, nie hab ich ihn gesehn. — Ist der mein Bruder, dem da blinzt der Wein aus Goldpolale, Der fallend müd vom Tisch' sinkt nach süßigem Liebesmahle?

Der in der Erde wühlt nach Gold, nach ungeahnten Schätzen — Und gibt dem Bruder fargen Gold, läßt in den Tod ihn gehen! Ist der mein Bruder, dem das Brot im Schrank nicht mehr will reichen? —

Sunaende Gäste, Not und Tod, von ihrem Floß nicht weichen, Ist der mein Bruder, der da stunt auf Arbeit, falsches Wähen? — Dem arbeitslos der Tag verfliehet, weiß keiner ihn will nehmen. —

Ist der mein Bruder, dem nicht scheint das Licht in dunkler Kammer, Und dessen Weib acquält, verweint hinzieht von all dem Jammer? Du bist mein Bruder, o verniß, kannst du mit noch verzagen? Mein Herz fühlt erst, was dir verblic, wels' fargar Lohn zum Leben.

Erst jetzt erlaßt mich heiser Schmerz ob über mein Erkennen. — Komm, Bruder, an mein Bruderherz, fortan soll nichts uns trennen. Reich mir zum Schwur die Bruderhand, laßt neu uns wieder wagen! Wir wollen in der Zukunft Land des Friedens Palme tragen.

Die Friedenssaat, die wir heut sä'n, wächst nicht aus Nord und Süd — Nur inniges Sidganzerflehen sei unser Sab und Gut.

Sieh an, schon leuchtet Morgenrot, die Tore sehn weit offen — Vorbei sind Hunger, Not und Tod, schon grünet neues Hoffen. Dea Ljow-Karlsruhe.

Robert Blum's Hinrichtung

Von Professor Veit Valentin

Die erste umfassende Darstellung der „Deutschen Revolution von 1848/49“ schrieb Professor Veit Valentin. Sein Wert gelangt in Kürze mit dem 2. Band zum Abschluß. Mit Erlaubnis des Verlags Wulfen entnehmen wir ihm diesen Abschnitt:

Hunderttausend Männer hatten in Wien die Waffe der Revolution getragen — gar mancher gegen das Ende wider Willen unter dem Terror der Studenten, Arbeiter und abgefallenen Soldaten. Man konnte nicht hunderttausend, man konnte nicht zehntausend Leuten den Prozeß machen. Eine Auswahl unter den „Rebellen“ mußte getroffen werden.

Das aber nun in bunter Reihenfolge Schriftsteller, Soldaten, Nationalgardien, Polen und Freischarenführer einmal zum Hängen oder Erschießen verurteilt, dann wieder ganz freigelassen, dann zu langjähriger schwerer Festungshaft oder anderen Freiheitsstrafen verurteilt wurden, war ein peinliches Schauspiel und entsprang dem politischen Bedürfnis nach Abschreckung und Rache, aber keineswegs dem Recht. Für das gleiche Verbrechen traf den einen wurde die höhere Bildung als Befreiungsmoment, bei dem anderen als Milderungsgrund angebehen. Die Berufung des Kriegsgerichts auf die Theresianische Gerichtsordnung wirkte als Willkür. Gerade auch sonderbar Gemüthe sprachen ihren Unwillen über ein so diktatorisches Gebahren aus. Im ganzen sind 24 Todesurteile vollstreckt worden. Bis zum Mai 1849 dauerte die Tätigkeit der Militärgerichte.

Den härksten Eindruck machte nun die Hinrichtung von Robert Blum. Am 29. Oktober morgens hatte er und Fröbel ihre Stellen als Hauptleute im Ertelkorps, wozu man sie erwählt hatte, niedergelegt. Sie waren von der Anführerschaft weiteren Kampfes

überzeugt und wußten von der Einleitung zu Kapitulationsverhandlungen. Daß sie für ihre Ueberzeugung auch die Waffe zu führen wußten, hatten sie ja gezeigt —; eigentlich sollte das Ertelkorps ja nur zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung verwendet werden, die Verwendung im offenen Gefecht kam den beiden Abgeordneten überraschend — wenigstens saßen sie so vor dem Standgericht aus —, aber sie konnten sich nicht drücken. Blums sechsunddreißigstündige Verteidigung der Komowitschen Brücke ist später von Haug als glänzende Kriegstat erklärt worden. Aber Blums alter politischer Instinkt verbat ihm den besonderen Umstand nicht, der sicher auch als Motiv bei ihm gewirkt hat: er hatte sich einsezt für die Sache der Revolution mit seiner ganzen Person, er wollte jetzt kein Halber und Lahmer sein, und nun hatte er die Dinge anders gefunden, nun sah er den „Verrat“ als gefährlichsten Feind der Wiener Sache.

Es gab sicher „Verrat“ in Wien — er lag aber in dem Ueberstand, der Gegenarbeit der oberen „Schwarzgelben“ bürgerlichen Schicht wider den Kampf bis zum Letzten. Wie sehr irrte Blum, wenn er auch Messenbauer für einen Verräter hielt! Zwischen Messenbauer und ihm ist das Verhältnis schlecht gewesen, wenigstens nach der ersten Kapitulation, und Messenbauer hat in seinen Ausagen vor Gericht Blum auch stark befaßt. Es kann schon ganz aut sein, wie berichtet wird, daß Blum in seinen letzten Stunden es bitter beklagte, der Revolutionssache in Wien gebiert zu haben. Jedenfalls ist es nicht zu verwundern, daß auch seine eigene Fassung und Stimmung mitten in einem solchen Widerstreit der Leidenschaftlichen schwankte.

Am 30. Oktober schrieb Blum an seine Gattin: „Die Schlacht ist verloren, das boshafte Glück hat uns geüßt. Nein, das Glück nicht; der schmählichste Verrat, den jemals die Weltgeschichte gesehen hat, war der Art gesponnen, daß er im Entscheidungsaugenblicke und nur und allein in diesem ausbrach.“ Blum plante nun, sobald wie möglich Wien zu verlassen, nach Leipzig zu gehen und dort über seine Erlebnisse zu berichten. Die Hoffnung auf Entlass durch die Ungarn scheint er geteilt zu haben; eine aktive Beteiligung beim letzten Bereweisungstampt ist nicht nachgewiesen, als Redner ist er aber noch aufgetreten. Am 2. November richtete er zusammen mit den drei anderen Deputierten aus Frankfurt ein Gesuch um den nötigen Passierschein an den zuständigen General. Feldmarschalleutnant Giorich. Dieser übergab die Sache dem Leiter der Stadthauptmannschaft, General von Cordob; Cordob ordnete an, daß Blum und Fröbel als Ausländer in militärgerichtlichen Verhalt zu nehmen seien — entsprechend dem Erlass des Fürsten Windischgrätz vom 23. Oktober, daß pollose Ausländer zur sofortigen Ausweisung anzuweisen seien. Eine Verhaftung also zum Zweck des Abhubs! Moriz Hartmann, der gleichfalls am Kampfe teilgenommen hatte, und Trampusch hielten es für richtig, jetzt zu verschwinden; auch Robert Blum und Fröbel wurde vom Wirt ihres Gasthofes „Zur Stadt London“ Geleantbeit zur Flucht angeboten; sie glaubten das verschmähen zu dürfen und ließen sich abführen.

Blum protestierte zusammen mit Fröbel energisch beim Präsidenten der Nationalversammlung in Frankfurt gegen seine Verhaftung — dieses Schreiben vom 5. November war es nun gerade, das den Fürsten Windischgrätz veranlaßte, sich wegen der Gefangenen mit seinem Schwager, dem Fürsten Felix Schwarzenberg, in Verbindung zu setzen, der jetzt schon an Messenbergs Stelle die Geschäfte des Ministerpräsidenten führte. Die Frage, wie man kompromittierte Reichstagsabgeordnete behandeln solle, war schon mehrfach in diesen Tagen erörtert worden; Schwarzenberg vertrat den gesunden Standpunkt, die Ueberzeugung der moralischen Schuld genüge nicht, man bedürfte auch zwingender juristischer Beweise. Wir haben gesehen, daß aus solchen Erwägungen heraus Fister freigelassen wurde. Nun hatte man es plötzlich außer mit den österreichischen Reichstagsabgeordneten auch mit zwei Frankfurter Abgeordneten zu tun. Windischgrätz schrieb an Schwarzenberg am 6. November, er habe die Absicht, sie einfach aus Desterreich ausweisen zu lassen, um diplomatische Schwierigkeiten zu ersparen. Da setzte nun der Einfluß eines alten bitteren Feindes Blums, des

etwas...
der als...
empfind...
schon...
griff den...
den Frei...
Kämpfer...
den her...
Parlament...
er wollte...
täten. Weit...
um ein...
hinein. Schwarzenberg...
Verantwortung...
gehen". Blum...
gericht...
am 8. November...
Trübel...
zur Unter...
kurz ver...
das To...
hat bis...
Priester...
Abschied...
Bankers...
um halb...
Am die...
Schwarzenbergs...
sich beh...
man solle...
sammeln...
Blum ist...
Tode ver...
wird nun...
geteilt.

Sahrt zu den Antipoden

(Tagebuch einer Weltreise.)

Von Kurt Offenbura.

Zwei „Chows“

Das ist alles so grotesk und traurig, wie das Leben selbst.
Abends, wenn die Erste-Klasse-Passagiere Diner haben, kommen die Leute von der Zweiten aufs Promenadendeck und „erzählen“ sich in einem Spasirauna. Ich weiß nicht, wieviel in der Zweiten sind, weiß nur: der Raum für die Erste ist sechsmal so groß wie für die „darunter“. Und vorn auf der Bad, das ist die dritte Klasse. Es sind Leute mit Kindern, auch zwei Chinesen sind dazwischen.
Ich habe sie oft beobachtet: nie sprach einer der Australier, Neuseeländer oder Amerikaner mit ihnen. Das ist noch etwas ganz anderes als der oft gerühmte englische „cant“: es ist der lebendig gewordene K a l e n h o h m u l. Ich bin gewiss, die beiden Chinesen könnten sich ein Bilet erster Klasse leisten — aber sie ziehen vor, unbeschadet zu bleiben und sich nicht noch mehr der eifrigen Jochierung auszuliefern oder vielleicht sogar einer Antipelei.
Unbeschadet sind sie ohnedies, auch in der Dritten, denn selbst dem einfachsten Tagelöhner fiele es nicht ein, die „Chows“ für Völkern zu nehmen.

Regen, ein Erlebnis

Ist das Dezember? Vorgeföhren noch, in den sommerlich heißen Ströhen, da waren die Geschäftshäuser bunt bedeckt und die Auslagen voll Weihnachtswaren. Aber die Früchte und die Blumen, die waren wie bei uns im August. Und das Empfinden, das eingeleistete Gefühl: es sträubt sich ein wenig, daß diese Glutitze der Weihnachtsmoment sein soll. Schnee und Kälte (oder auch Sudelwetter) und ein trüber Himmel leben in der Erinnerung. Das ist jetzt alles so gewaltig und fremd hier...
Drei Stunden hat es geregnet, arborartig geregnet, wie bei uns im Norden: aus einem ganz grauen Himmel kamen keine Bindfäden... Beharrlich drei Stunden lang, am frühen Nachmittag. Ich lag oben auf dem Bootsdeck: tat nichts als dem Regen nachzusehen; wie er über die hellen Planken wuschte und gegen die großen Trichter der Ventilatoren. Es war ein Erlebnis, nach so vielen Monaten Sonne und nur tropischen Gewitterstürmen, wieder einmal einen normalen Regen zu sehen.
Jetzt hat sich der Himmel ein wenig aufgeklärt, kleine blaue Ausläufer sind zwischen dem Grau. Das Deck ist noch glänzend nass und die schwarzen Teerstreifen, wo die Planken ineinandergefügt sind, glänzen wie Stiefelwische. Ein scharfer Southwester weht und das Schiff rollt, rollt als wolle es nie wieder sein Gleichgewicht bekommen.
Die weißen Schaumköpfe auf den kurzen Wellen schimmern wie falsche Diamanten. Dieser Regen, sonst in der Stadt eine unbeschriebene oder höchstens ärgerliche Sache — er hat mich seltsam verändert gemacht.

Überall wo anders
Auf allen Schiffen ist es anders mit dem Wenden morgens und den „Kommandos“ zu den Nebenseiten. Hier auf diesem, einem Austral-Kanadier, wird morgens gelassen! Auf einer richtigen Messingtrompete. Als wäre es auf einem Kajenenhof, kommt einer der Stewards durch die Gänge gelassen und gibt das Signal zum Aufstehen, Lunch oder Diner.
Auf den deutschen Schiffen, da wird meist gesonnt; mit einem rühmwidrigen Klöppel gegen ein getriebenes Metallstück geschlagen. Es war zwar nie sonderlich melodisch, dafür aber tapfer geräuschvoll. Besonders der letzte Schlag, gewissermaßen der Trumpf, er knallte von mittschiffs bis zum Heck und zum Bug, daß die Masten zitterten!...
Auf holländischen Schiffen wiederum, da haben sie meist eine gelinde Art von Alarmglocke, die minutenlang durch die Gänge und über alle Decks klingelt. Bin-dam oder bum-dum: gar nicht unympatisch und mit der wunderbaren Wirkung (morgens meistens), daß man unfehlbar wieder einschläft.
Bei den Japanern, da gibt's weder das eine noch das andere, sondern ein sartes Glockenspiel: zur Melodie abgestimmt. Fein, behutsam, nicht allein dem Ohr, auch dem Herzen wohlthuend. Gibt man es morgens, gleich ist die Mißperrigkeit weg und eine schöne Fröhlichkeit in dir. Dies Glockenspiel macht dich heiter — es ist Musik.
Via Beam — Ueber Bliß
Vorhin erhielt ich ein Radiotelegramm. Witten auf hoher See. Es kam zwar nicht weit her, nur 750 Meilen von Siden, von Neuseeland. Immerhin, ich hätte es innerhalb achtzehn Minuten haben können.
Achtzehn Minuten verstrichen nur zwischen der Zeit, da es der Brand am Schalter ausging und dem Augenblick, da es der Bordfunkler erhielt. Von seiner Kabine bis zu mir, fünfundzwanzig Schritte, brauchte es fast — eine Stunde! Denn, das ist ein so kleines und großes Schiff, daß Passagiere und Bekanntschaft nicht kennen. Bis der Steward durch alle Räume und Stockwerke gelaufen war, wo er mich vermuten konnte, um ganz zuletzt oben auf dem Bootsdeck nachzusehen — war bald eine Stunde vergangen. Was sind 750 Seemeilen Distanz im Vergleich mit so einem Schiff? ...
Aber das ist nur ein Teleqramm-Belispiel, und nicht einmal so großartig wie dieses: von Brisbane aus landete ich abends 10.30 einen Funkpruch nach Berlin, und am nächsten Morgen 8.30 hatte ich die Antwort! Zweimal 13 000 Meilen — Aufgabe, Sendung, Bestimmung — Zeit zwischen Beantwortung, Sendung und Bestimmung: alles zusammen nur acht Stunden! (Vielmehr, genau genommen, sieben Stunden, denn die Zeitdifferenz zwischen Deutschland und Australien ist etwa neun Stunden.) Aber die wirkliche Zeit zwischen dem Augenblick des Funkens und des Empfangens in Neuen oder Berlin beträgt höchstens eine Sekunde. Eine einseitige Sekunde!
Wer macht das 20. Jahrhundert verächtlich? Ist die Wirklichkeit, daß du von einem „Ende“ der Welt zum andern in Sekundenbruchteilen eine Nachricht übermitteln kannst, nicht eines der großartigsten Märchen? Als ich vor Monaten in Malabar auf Java, der Radiostation im Uvalde, war, sprachen wir mit Holland, als wäre es ein Nachbarort. Ganz deutlich, klar war die Verständigung. Und ein Bekannter in Melbourne erzählte mir, daß er mit seinem alten Vater in Wien besprochen, ihm zum Geburtstag gratuliert habe: Distanz Australien — Oesterreich.
Wo ist noch eine Trennung, wenn solche „Phantastereien“ Wirklichkeit wurden; jedem zugänglich sind, der acht oder zwölf Wort erübrigen kann. Via Beam — via Bliß!

Land der Antipoden in Sicht

Sonntag. Im Gesellschaftszimmer unten ist Gottesdienst: die Gemeinde singt. Ich merkte es, als ich aus meiner Kabine kam und hinauf aufs Bootsdeck ging. Da scheint die Sonne warm und gut, wenn sie nicht hinter einer Wolke verschwindet. Die See ist noch aufgewühlt, ein scharfer Wind weht, aber es ist auf hier zu sein: ganz für sich, nur der Arbeit zu gehören.
Gegen Mittag passieren wir die „Drei Könige“, eine kleine Gesteinsgruppe, ohne Bewohner, ohne Vegetation. Eigentlich müßten sie „Eight Kings“ heißen, denn es sind acht Felsen.
Kaum eine Stunde später ist schon der nächstliche Zipfel Neuseelands erreicht; und wir fahren im Schutz der Küste — der Nordmeil —, das Wasser wechselt von Grau in Grün. Den ganzen Nachmittag geht es der Küste entlang: sie ist wie die meisten anderen Küsten, nur die Farben sind verschieden. Hier überwiegt ein mates Grün (an der afrikanischen war es ein verdorrtes Rotbraun, abflüßend zum Meer; an der japanischen ein Flachland mit Kokospalmen-Wäldern und Mangrovenbüscheln; an der australischen, im Osten, weite Felsplateaus, graubraun und braungelb); ein schönes Grün, das für viel Regen niederschläge spricht.
Morgen früh um sieben sollen wir ankommen. Die vier Schrauben — ja: vier — wühlen, das Schiff rollt und macht keine jech-

den Wellen die Stunde. Vielmehr, macht sie jetzt nicht mehr, denn es wird redigiert gelassen, um nicht schon heute, Sonntag, anzu-kommen. Das bedeutete unnötige Hafengebühren für einen Tag; Ladung löschen und neue nehmen ist unmöglich (strengste Sonntagsruhe); also wird langsam gefahren. Und die fährt nach Honolulu und Vancouver —, sie folgt nur einen geringen Bruchteil dessen, was die Hafengebühr für einen einzigen Tag ausmacht.
Früh um sechs, wie ich aus der Kabine komme, fahren wir in den Hafen von Auckland ein. Klares Morgenlicht über bewaldeten Inseln; Feuerbörns, klar in der hellen Luft, die Silhouette der Stadt; weiße Häuser, dazwischen Volkentraber.
Zwischen Gesundheits- und Passirung und der Hinterlegung einer Garantiesumme gingen zwei Stunden vorüber. Die Zollbehörden waren großzügig, trauten meinem ehrlichen Gesicht und ich brauchte keinen Koffer zu öffnen. Ich gab sie einem alten Küstler, der sie auf einen noch älteren zweirädrigen Karren lud und in die Stadt fuhr. (Es gab Lastautos genug, aber der Mann mit dem Pferd sollte etwas verdienen; so altmodisch ist man manchmal aus reiner Gefühlsübellei, aus einer sentimentalischen Annäherung heraus, weil so ein Pferd — und der alte Küstler dazu — im Unterbewußtsein irgendwelche Jugenderinnerungen auslöst. Das ist die andere Seite von „Via Beam“. Du verstehst?)
Kurza nach acht, an einem heißen Dezember-Sonntag, betrat ich zum ersten Male den Boden Neuseelands: das Land der sozialen Wunder“.

In Pori und Steppe

Von S. A. Ushenborn

Der Verfasser des folgenden Aufsatzes, der Afrikareisende und Afrikanist Hans Anton Ushenborn, hat das Erscheinen dieser Arbeit nicht mehr erlebt. Er ist im April an einer Tropenkrankheit, die eine Operation nur für kurze Zeit zu heilen vermochte, gestorben. Wir freuen uns, unsere Leser mit dieser Arbeit Ushenborns bekannt machen zu können. Der folgende gekürzte Text entnommen aus der Novembernummer von Ushenborns Monatsheften und empfohlen, das Fest, das in unserer Verlagsbuchhandlung zum Preise von 2 Mark zu haben ist, sich anzuschaffen, schon allein, um den mit prachtvollen farbigen Abbildungen geschmückten Artikel Ushenborns ganz lesen zu können.
Langsam und schwerfällig, knarrend und rumpelnd zieht der Ochsenwagen im Schwebtempo durch die Unendlichkeit afrikanischer Steppe. Kniehoch saß, weich und selbst wiegt sich das Kristidagros über dem roten Lateritboden. Vereinzelt Dornbüsche und Dornbäume, Sadies und Ojimbudo und Kamelbörn tragen aus dem gelben Gräsermeer, breiten schirmartig ihre Kronen schützend über den Grund. Nur dort, wo sich leichte Senken, Dmuranben, trodene, flukartige Gebilde durch das Land ziehen, verdrängt sich der Busch zu Waldstreifen und Galeriemähdern. Und dann natürlich auch dort, wo sich scharfe Bergsäue aufziehen, die wie leuchtende blaue Inseln im grellen Sonnenlicht über dem goldenen Meer des Grasfeldes schimmern.
Schritt für Schritt starren die Ochsen unter den Jochen vor dem Wagen einher, an langer Kette gereiht. Roter Staub weht wie ein Schleier über den zurückgehenden Weg. Die Schwelpe in der schwarzen Haut, wandert der farbige Treiber neben dem vorletzten Paar der Ochsen, den Nachhererzöhen.
In kurzer Entfernung voraus oder leitzwärts des Gefährtes geht oder reitet auf seinem sähen kleinen Afrikanerpfers der Weshe, um die Ermüdung der langen Fahrt abzusütteln, und spät nach einem stillen Wild, das ihm zur Abendstund willkommen wäre. Oder aber er hockt auf der Vorkette des Wagens, läßt seine Augen den Gedanken folgen, die über das Buschfeld hin, weit hinaus über das ferne blaue Band des Horizontes schweifen.
Einsame Fahrt durch schweigende, einsame Lande. Flimmernde, zitternde, blaßblaue Luft des Mittags. Der Himmel schwebt wie eine milchblaue Glode über der Ebene. Einige Stunden Raft im soerlichen Schatten des Dornbaumes, und dann weiter durch die wogenden Graswellen, dem lächelnden Abend entgegen, der die verstrirten Schatten der Dornbäume länger, die Schritte der ziehenden Tiere frischer und die Stimmen des Busches lebendiger und lauter werden läßt. Ein zitterndes Summen und Schnalzen ungeschätzter Tausende von Gliböhen schwirrt in der Luft. An schmalen Rivieren sätern Frantoline und Perlbühner besteben raufsend und lamentierend ihre Schlafträume.
Wenn die Schattien weiter streifen über den trodenen, ausgedörrten Boden, über Busch und Bäume, klache Senken füllen, mit grauen, kühlen Händen hinoungreifen hügelan über Schrotten und Felsen, dann gluten die Grate in den leuchtenden Farben feurigste Lobe...
Die Nacht am präselnden Lagerfeuer, in weichen Sand gebettet. Blau und tief senkt sich der Himmel über der schlummernden Steppe. Südliche Sterne flimmern herab vom Firmament, Strahlen wie seltene Blumen blüht über dem Horizont durch die verzerrten Reste deschwärzer Buschstreifen. Gelbenstigt spielt der Widerschein der Flammen in den Zweigen eines uralten Dornbaumes, läßt lange weiße Dolche aufblitzen aus unentwirrbarem Getant von

Achsen und Blätchen. Das Feuer singt seine uralte traurige Melodie, knatternd zerplatzt hin und wieder ein harzreiches Stück Dornenholz. Die Stimmen der Vögel tönen von jenseits des Wagens murrend herüber, dazwischen das Rauschen hungriger Ochsenmäuler im harschen Grase und bald nah, bald fern aus den Tiefen der Steppe das weinerliche Klagen der Schakale...
Ochsenwagen zogen so durch Südafrika vor langen, langen Zeiten, eroberten das Land unter den „Vorstrudern“. Ochsenwagen zogen durch die Kalahari, durch Südwest, durch Anola. Ochsenwagen rollten durch Rhodisien, nordwärts durch das alte Deutsch-Südafrika. Dem ersten Ochsenwagen folgte vielleicht erst nach Monaten ein zweiter, folgte den Spuren in weiten Bogen und Schleißen, wie es dem ersten gerade eingefallen oder durch Busch und Bäume voraufgeschrieben war.
Und die ersten, die so ins unbefannte, unerforschte Land hinein-zogen — sie taten dem Wild nichts. Sie suchten Land, um zu siedeln, oder schürften nach Edelmetallen oder aber mächtigen Fabriken, um fremde Landstriche, Berge und Ströme zu entdecken. Sie schossen nur das, was sie zur Nahrung brauchten, und den Knall des Schusses mit Gefahr und Tod in Verbindung zu bringen, das lernte das Tier nicht von heute auf morgen.
Aber jenen ersten folgten im Laufe der Zeit andere, die aus dem vielfältigen Tierleben Gold machen wollten, die wahllos niederhießen, was sich der Büchse bot. Zum Teil, um „Fleisch zu machen“, in der Hauptsache aber, um Felle und Hörner für den Handel zu gewinnen.
Südafrika war wohl das wildreichste Land der Erde — und ist heute eines der wildärmsten geworden durch die Feuerwaffen in Händen von Weiß und Farbig. In Schutzparken und Reservaten, wie im Krüger-Nationalpark, wie in Ost- und West- und Mittelafrika finden wir noch Reste all dieser Wildarten, friedfertig wie damals, als noch keine Kugel sie aufschlugte. Die Wildreserven sind heilig gesprochen, kein Schuß darf die Ruhe stören.

Grenzen des Lebens

Der griechische Schriftsteller Lucian, geboren um 125 nach Christus, hat einmal als ein geistvoller Jules Verne des Altertums in äußerst phantastischer Art eine Reise zum Monde geschildert. Dabei befaßte er auch ausführlich die Lebenswesen auf unserem Trabanten. Die unheimlichen Fabelwesen von geradem unfähiger Größe ließ er in seiner Erzählung aufmarschieren. Diese Fabelwesen, andere Weltkörper mit den märchenhaftesten Lebensformen zu besiedeln, ist von phantastischen Schriftstellern bis in unsere Zeit hinein gemacht worden. Wir dürfen jedoch auf Grund der modernen biologischen und physiologischen Forschungen mit aller Bestimmtheit annehmen, daß auch das Leben an Gesehe gebunden ist, die im ganzen Weltall gültig sind. Wenn also nach dem Leben auf anderen Weltkörpern gefragt wird, dann ist es zunächst einmal notwendig, die Bedingungen zu untersuchen, die für das Vorhandensein von Lebenswesen auf der Erde erforderlich sind.
Nabezu überall ist auf unserem Planeten Leben vorhanden, an den Polen wie am Äquator, in der Luft, auf dem Erdboden, im Wasser. Selbst auf dem Grunde des Meeres, wohnen in ein Sonnenstrahl kommt, unter einem Druck von Hunderten von Atmosphären, hat es siegreich Fuß gefaßt. Ist das Gedeihen des Lebens etwa unbeschränkt? Nein; es wäre ein Irrtum, wollte man aus der großartigen Anpassungsfähigkeit alles Lebendigen diesen Schluss ziehen. Wenn auch der Entfaltung des Lebens von der Natur ein großer Spielraum gewährt ist, so sind ihm doch gewisse Grenzen gezogen, die nicht überschritten werden können. Besonders sind es bestimmte Temperaturen, die der Ausbreitung des Lebens bis ins Unendliche Einhalt gebieten. Der wichtigste Bestandteil im Körper aller Lebenswesen ist das Eiweiß. Bei ungefähr 75 Grad Hitze gerinnen eiweißhaltige Eiweißlösungen und werden zur Unterhaltung von Lebensfunktionen unfähig. Schon bei einer Temperatur von 40 bis 45 Grad werden Tier- und Pflanzenzellen abgetötet. Das ist aber noch keine absolute Lebensgrenze. Es gibt viele niedere Organismen, die weit höhere Temperaturen ertragen können, ohne daß ihr Leben und Gedeihen beeinträchtigt wird. Verschiedene Bakterienarten scheinen sich überhaupt erst bei sehr hohen Temperaturen richtig „behaglich“ und lebensfähig zu fühlen. Lebende Algen hat man auch noch in dem ungefähr 90 Grad Celsius heißen Wasser der Geiser des Yellowstone-Parks in Nordamerika gefunden. Man hat vorläufig noch keine ausreichende Erklärung für die Tatsache, daß die Organismen, je niedriger sie sind, eine desto größere Widerstandsfähigkeit besitzen. Es wird vermutet, daß diese Wesen die hohen Temperaturen deshalb vertragen, weil ihr Eiweiß einen geringeren Wassergehalt hat als das der anderen Organismen, denn praktische Versuche haben gezeigt, daß Eiweiß in wasserfreiem Zustande bis zu 100 Grad Celsius und mehr erhitzt werden kann, ohne daß es gerinnt. Auch vorläufig ausgetrocknete Pflanzenansamen wurden verschiedentlich einer Hitze bis zu 100 Grad ausgesetzt, ohne daß dadurch ihre Keimkraft verloren ging.
Aber auch tiefe Temperaturen können verschiedene Lebenswesen in unglaublichem Maße ertragen. Die Vögel und Säugetiere sind durch